



Ein Leben für Biowein

Randolf Kauer ist Bio-Pionier. 1982 beginnt er sein Weinbau-Studium und startet gleichzeitig mit seinem Betrieb am Mittelrhein mit 20 Ar Rebfläche, die er ökologisch bewirtschaftet. Seine Nachbarn belächeln ihn. Rund 40 Jahre später geht er als Professor für ökologischen Weinbau in den Ruhestand. Das Image von Bioweinen wandelte sich – auch durch ihn.

WEIN+MARKT: Herr Kauer, Sie hatten 20 Jahre lang die weltweit noch immer einzige Professur für ökologischen Weinbau inne und waren Studienbereichsleiter für Weinbau und Önologie an der Hochschule Geisenheim University. Seit dem Wintersemester sind Sie nun im Ruhestand.

PROF. DR. RANDOLF KAUER: Das ist der Lauf der Zeit, aber von wirklichem Ruhestand rede ich noch nicht. Einige Projekte, wie Inbiodyn und Vitifit laufen ja noch und wenn es notwendig ist, werde ich auch noch die ein oder andere Vorlesung übernehmen. Zeitlich kann ich mich aber nun mehr um unser Bio-Weingut Dr. Kauer am Mittelrhein kümmern und meine Tochter Anne unterstützen. Sie hat das Weingut inzwischen mit vier Hektar übernommen und ist sehr erfolgreich unterwegs.

Wer wird denn Ihr Nachfolger oder Ihre Nachfolgerin in Geisenheim?

Das Berufungsverfahren ist gerade noch im Gange, und alle Bewerberinnen und Bewerber sind qualifiziert. Da bin ich sehr zuversichtlich, dass das noch im Wintersemester entschieden wird.

Lassen Sie uns in die Geschichte des Bio-Weinbaus zurückschauen. Wann starteten die ersten Pioniere in Deutschland und welche Themen haben sie damals angetrieben? Und wie sieht es heute in Deutschland aus?

Wir haben aktuell rund 12.500 Hektar EU-bio-zertifizierte Rebfläche in Deutschland. Etwa die Hälfte der Biobetriebe ist zusätzlich noch in den Bio-Verbänden wie Ecovin, Bioland, Naturland und Demeter Mitglied. Insbesondere Ecovin vertritt die Interessen des Bio-Weinbaus auf politischer Ebene bis nach Brüssel.

Und wie hat alles begonnen?

Motiviert durch die Leistung einiger Bio-Weinbaupioniere in den 1970er und 1980er

Jahren gründete sich 1985 der Bundesverband Ökologischer Weinbau, Vorläufer des heutigen Ecovin Bundesverbands ökologischer Weinbau. Die ersten Betriebe stammten aus Rheinhessen, der Pfalz, der Mosel und aus Baden. Schon damals ging es um die großen Themen des ökologischen Landbaus, insbesondere die stark gefährdete Bodenfruchtbarkeit und die Rebengesundheit im Kontext eines intensiven Pflanzenschutzmitteleinsatzes. Da waren zum Beispiel die Probleme mit Bodenverdichtungen infolge der Mechanisierung des Weinbaus und der damals noch intensive Gebrauch breit wirksamer Insektizide und Herbizide. Erosionsprobleme und die Stickstoffauswaschung in das Grundwasser, insbesondere bei intensiver mineralischer Düngung kamen hinzu und deren Folgen sind heute noch zu spüren.

Was wollten die Bio-Weinbaupioniere anders machen?

Sie hatten eine neue Sicht auf den Weinbau, auf die Bodenfruchtbarkeit und insbesondere auf die Begrünung im Weinbau, weg von den reinen Graseinsaaten, hin zu vielartigen Mischungen mit dem Ziel einer Steigerung der Biodiversität in den Anlagen, oberirdisch und auch unterirdisch durch ein komplexes Wurzelsystem. Der Verzicht auf Insektizide machte es möglich, viele Nutzinsekten in den Weinberg zu locken und die Monokultur entscheidend aufzubrechen. Den Aspekt der Stickstoffversorgung der Rebe übernahmen nun Leguminosen in den Begrünungsmischungen.

Und was bedeutete das damals in rechtlicher Hinsicht?

Die frühe Phase der verbandsinternen Kontrollen endete mit Verabschiedung der ersten EU-Biolandbau-Verordnung 1991. Der Bioweinbau wurde EU-weit in die gesamte ökologische Landwirtschaft eingefügt und

damit rechtlich einheitlich definiert und kontrolliert.

Wie hat sich der Bio-Weinbau seitdem entwickelt?

In den vergangenen 20 Jahren ist die Bio-Weinbaufläche in Deutschland von knapp 2.000 Hektar auf aktuell 12.500 Hektar angestiegen. Seit etwa der Jahrtausendwende entwickelte sich auch die biodynamische Wirtschaftsweise in den Weinbau hinein.

Wie sieht es in anderen Ländern aus?

Bei unseren europäischen Nachbarn, den großen Weinbaunationen Frankreich, Italien und Spanien, zeigt sich ein ähnliches Bild. Der Anteil der zertifizierten Bio-Weinbaufläche bewegt sich zwischen rund 13 Prozent (Spanien), 14 Prozent (Frankreich) und 15 Prozent (Italien). Weltweit gesehen gelten derzeit jedoch nur etwa 7,3 Prozent der Rebfläche als zertifiziert biologisch bewirtschaftet.

Kann man sagen, dass Bio im Weinbau heute zum guten Ton gehört? Immerhin sind inzwischen selbst ein Viertel der rund 200 Mitglieder im Verband der Deutschen Prädikatsweingüter (VDP) biozertifiziert.

Ja, das scheint sich so zu entwickeln, aber darauf sollte man sich nicht ausruhen. Alle drei Säulen des Nachhaltigkeitsmodells werden aktuell diskutiert und müssen bedient werden: Ökologie, Ökonomie und Soziales. Die Biozertifizierung bildet dabei eine wichtige Basis der ökologischen Säule, was die Kontrolle des Produktionsprozesses angeht. Der CO₂- und Wasser-Fußabdruck sowie der Energieeinsatz sind aber bislang im Zertifizierungsprozess der EU-Bioverordnung nicht abgebildet. Lediglich bei den Anbauverbänden gibt es Ansätze hierzu.

Und inzwischen drängen immer mehr Nachhaltigkeitslabel auf den Markt.

Wie zum Beispiel Fair'n Green...

Die Märkte, vor allem in Skandinavien, verlangen immer mehr nach einem Nachhaltigkeitssiegel. Das war der Ursprungsgedanke von Fair'n Green. Ihr Erfolg ist dem geschuldet, dass viele Winzer eben nicht den Mut aufbringen, ganz auf Bio umzustellen. Begründet wird dies auch gerne mit der Ablehnung des Kupfereinsatzes.

Warum Mut? Die Kritik an Bio ist doch, dass zu viel Kupfer, das als einziges Fungizid neben Schwefel noch erlaubt ist, langfristig dem Boden schadet und keine Lösung darstellt?

In Deutschland ist seit den 80ern bei den Bio-Betrieben die Ausbringung von Kupferpräparaten auf drei Kilogramm Reinkupfer pro Hektar limitiert. Dieser Wert gilt nun seit einigen Jahren für die generelle Anwendung von Kupfer in Deutschland. Das ist sehr wenig, aber die Biobetriebe haben in den vergangenen 40 Jahren bewiesen, dass dies möglich ist. Dennoch muss es das Ziel sein, Kupfer weiter zu reduzieren. Das wird aktuell im Vitifit-Projekt, das wir von Geisenheim aus leiten, erforscht.

Wichtige Aspekte sind hier pflanzliche Substanzen, UV-C-Behandlungen und auch neue Kupferformulierungen. Ein weiteres Forschungspaket widmet sich dem Einsatz von Kaliumphosphonat.

...dessen Einsatz für Bio-Winzer bis 2013 zugelassen war und damals von der EU verboten wurde.

In Extremjahren, wie 2016 und 2021 in Deutschland, mit enormem Pilzdruck durch Falschen Mehltau kann es trotz intensiven Rebschutzmaßnahmen mit Kupfer zu hohen Ertragsausfällen kommen. Da sind wir dann schnell bei der ökonomischen Nachhaltigkeit, die nicht mehr gegeben ist und Betriebe zur Aufgabe oder Rückumstellung zwingt. Wir hören das ja von unseren Kollegen in Frankreich (Bordeaux) oder auch in Italien. Dort waren Peronospora-Infektionen bislang weitgehend unbekannt. Nun macht sich auch hier der Klimawandel in Form von lang anhaltenden Nässeperioden bemerkbar, die mit Kupfer allein nicht beherrschbar sind. Wenn die EU Kaliumphosphonat in den Anhang I der Durchführungsverordnung (EU) 2021/1165 aufnehmen würde, wäre das Produktionsrisiko erheblich niedriger und Kupfer könnte weiter reduziert werden.

Aber was schlagen Sie als Lösung vor?

Es ist unbedingt erforderlich, dass Kaliumphosphonat wieder in die EU-Bio-Verord-

nung aufgenommen wird. Die Zulassung wäre parallel ein großer Gewinn für den Faktor Nachhaltigkeit des Bio-Weinbaus und damit Basis für viele umstellungswillige Betriebe, diesen Schritt rasch zu vollziehen. Ich schätze vorsichtig, dass die Bio-Weinbauläche sich in kürzester Zeit auf die von der EU angestrebten 25 Prozent ausweiten würde.

Mit einem höheren Anteil an resistenten Rebsorten, die bis zu 80 Prozent weniger gespritzt werden müssen, könnte man den Kupfereinsatz doch auch reduzieren?

Ja, auf jeden Fall, Piwis sind die größte Stellschraube im Anbau! Ein grundlegender Aspekt der Pflanzenschutzproblematik im Bio-Weinbau ist die Rebsortenfrage. Der effektivste Schritt, um die Nachteile europäischer Rebsorten zu überwinden, ist der Anbau von nachhaltigen, pilzwiderstandsfähigen Rebsorten.

Man hört hier aber immer wieder das Argument, mit den Piwis gäbe es ein Vermarktungsproblem.

Das kann ich langsam nicht mehr hören. Wir reden von derzeit rund drei Prozent der deutschen Rebfläche, die mit Piwis bestockt sind. Es gibt genügend Möglichkeiten und Ideen, diese bescheidene Menge, selbst bei einem Flächenanteil von zehn Prozent, zu vermarkten. Da ist Kreativität gefragt und natürlich müssen wir noch lernen, welches die besten Ausbaustile sind. Das Problem derzeit ist aber, dass man kein Piwi-Pflanzgut mehr bekommt, weil das Angebot knapp ist und die Nachfrage so groß – eigentlich ein gutes Zeichen.

Und welche Herausforderungen in puncto Nachhaltigkeit, zum Beispiel der CO₂-Bilanz sehen Sie außerdem auf die Bio-Winzer zukommen?

Ein enormer Faktor bei der Energie- und CO₂-Bilanz ist neben der Anbauseite mit dem Kraftstoffverbrauch, die gesamte Problematik der Glasflasche. Energieaufwendige Produktion mit schlechter CO₂-Bilanz, hohem Energiebedarf, Transport und Recycling sind die aktuellen Felder der Diskussion und bedürfen neuer Strategien. Sinnvollerweise sollten alle Nachhaltigkeitsstandards international abgestimmt und auch durch ein einheitliches Label EU-weit zu erkennen sein. Diese Entwicklung aktiv mitzugestalten und insbesondere durch die Bio-Betriebe zu unterstützen, ist die Herausforderung der Zeit.

Mit der Initiative der EU „Farm to Fork“ und dem „Green Deal“ wurde eine neue Zielmarke für den Biolandbau definiert, 25 Prozent Flächenanteil an Biolandwirtschaft bis 2030 sollen erreicht werden. Parallel wurde für die gesamte Landwirtschaft ein Reduktionsziel für Pflanzenschutzmittel von 50 Prozent projiziert. Nun ist das Ganze zwar im EU-Parlament gescheitert, aber hätten wir das schaffen können?

Das sind für den gesamten Weinbau und natürlich auch für den Bio-Weinbau sehr ambitionierte Ziele. Diese sind in dem genannten Zeitfenster mit dem gängigen Rebsortenportfolio nicht umsetzbar und können nur durch eine intensive Forschung, zielgerichtet auf die Probleme und Umsetzungsmöglichkeiten in der Praxis gelöst werden – und mit mehr Piwis sowie der Zulassung von Kaliumphosphonat.

Sie sind ja selbst Praktiker und überzeugter Bio-Winzer. Haben Sie jemals am Bioweinbau gezweifelt?

Eigentlich nein, aber wenn das mit den Wetterextremen so weitergeht, dann sehe ich schon Schwierigkeiten, nicht nur für Bio-Betriebe.

Die Bewässerung von Reben halte ich in Zeiten von Wasserknappheit für keine ausreichende Antwort. Bio hat aber den Vorteil, dass die Reben resilienter sind, weil sie Konkurrenz um das Wasser mit anderen Pflanzen gewohnt sind. Auf flachgründigen Extremstandorten mit sehr geringer Wasserkapazität wird man aber nur noch im Winter eine Begrünung einsetzen können, weil die Wasserkonkurrenz im Sommer zu groß ist.

Auf jeden Fall kann ich die Zurückhaltung für Bio verstehen, weil das Produktionsrisiko im Bereich des Rebschutzes doch recht hoch ist. Und das geht dann bei hohen Ertragsausfällen an die ökonomische Substanz.

Und was planen Sie für das Weingut Dr. Kauer?

Das Gebäude unseres Weinguts ist für bis zu zehn Hektar ausgelegt, aktuell sind wir bei vier Hektar. Wir könnten uns also noch vergrößern und ein paar Hektar Steillagen dazukaufen. Freie Flächen gibt es im UNESCO Welterbe Oberes Mittelrheintal jede Menge. Aber das wird zukünftig meine Tochter Anne entscheiden, ich unterstütze sie dabei nun mit voller Kraft.

Vielen Dank für das Gespräch.

DAS INTERVIEW FÜHRTE SUSANNE SALZGEBER